

Diogenes

Leseprobe



Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Diogenes Verlag AG
www.diogenes.ch

Arnon Grünberg

*Mit Haut
und Haaren*

Roman

*Aus dem Niederländischen
von Rainer Kersten*

Diogenes

Die Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel:
»Huid en Haar« bei Nijgh & Van Ditmar, Amsterdam
Copyright © 2010 by Arnon Grünberg
Umschlagillustration: Amy DeVoogd (Ausschnitt)
Copyright © Amy DeVoogd / Photodisc / Getty Images

Alle deutschen Rechte vorbehalten
Copyright © 2012
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
100/12/44/1
ISBN 978 3 257 06813 9

»Jetzt beeil dich doch bitte«, sagt Jonathans Mutter. »Oder willst du den Bus verpassen? Willst du nicht mit auf den Ausflug? Willst du zu Hause bleiben?«

Jonathan schaut sie an. Er trägt nur Socken und Unterhose. Die Unterhose hat er sich selbst aussuchen dürfen. Sie hat ein Fledermausmuster. Er ist gerade dabei, sein viel zu teures Hemd zuzuknöpfen, es geht quälend langsam. Er hat es von seinem Vater bekommen. Ein großzügiger Vater, das muss man ihm lassen.

»Soll ich's für dich machen?«, fragt seine Mutter.

»Nein!«, ruft er. Er dreht sich um und stapft ans andere Ende des Zimmers. »Du bist blöd!«, ruft er von dort aus, Sylvie den Rücken zugekehrt. »Ich werd nie mehr mit dir spielen!«

Jonathan ist fast fünf. Seine Mutter hätte lieber einen anderen Namen für ihn gewollt, etwas Exotisches, aber sein Vater hatte gemeint, mit so einem Namen wäre er für den Rest seines Lebens gezeichnet.

Sie bewohnen zwei Stockwerke eines renovierten Lager-

hauses auf Prinseneiland in Amsterdam. Ein Teil des Mobiliars ist eine Sonderanfertigung von einem Schreiner, den Sylvie bei sich in der Praxis behandelt.

»Zieh dich an, Jonathan!«, ruft sie. »Du trödelst schon den ganzen Morgen herum, du hast nichts gegessen und fast nichts getrunken, nur getrödelt.«

»Du bist blöd!«, ruft Jonathan wieder.

»Jetzt hör mir mal zu«, sagt Sylvie. Sie packt ihr Kind bei den Schultern. »So redest du nicht mit mir. Ich bin deine Mutter. Ich bin hier der Chef. Weißt du, wie spät es ist? Vor eurer Schule wartet ein Bus, ihr macht einen Ausflug, und ich will nicht, dass der Bus warten muss, weil du zu spät kommst. Das ist nicht schön für die anderen Kinder, nicht für die Eltern und auch nicht für die Lehrerin. Hörst du, Jonathan? Immer und überall kommen wir zu spät. Zu spät zum Geigenunterricht, zu spät zum Kung-Fu, zu spät zur Schule, immer zu spät, weil du trödelst. Weil du dich nicht anziehst, weil du dich querstellst, ich halt das nicht mehr aus. Wir hatten verabredet, dass wir nicht mehr zu spät kommen.«

Sylvie will nicht schreien. Sie hatte sich vorgenommen, Jonathan niemals anzubrüllen, und jetzt merkt sie, dass sie doch wieder die Kontrolle verliert.

Sylvie Arouch ist mittelgroß, hat grüne Augen und einen durchdringenden Blick. Seit vier Monaten braucht sie eine Lesebrille.

Jonathan weiß nicht, wie spät es ist, es scheint ihn auch nicht zu interessieren. Er wiederholt, was er gerade gesagt hat: »Du bist blöd.« Doch jetzt nicht mehr trotzig, eher müde, wie eine alte, selbstverständliche Wahrheit.

»Ich halt das nicht aus, Jonathan«, sagt seine Mutter. Sie

setzt sich auf den Boden. »Wenn das nicht aufhört, können wir nicht mehr unter einem Dach leben. Dann musst du irgendwo anders hin. So geht das nicht weiter. Wo willst du wohnen? Soll ich den Makler anrufen?«

Sie weiß, dass das nicht ihr Ernst ist. Doch Erziehung besteht zu einem Großteil aus rhetorischen Fragen.

»Ich will zu Papa«, sagt Jonathan.

»Papa ist im Ausland«, erwidert Sylvie ganz ruhig, doch innerlich tut es jedes Mal weh, wenn er das sagt. Zum Glück sagt er es nicht oft. »Ich weiß nicht, wo er jetzt ist. Auf einer Konferenz, irgendwo. Über die europäische Identität und noch irgendwas. In den Ferien kannst du ihn wieder besuchen. Er hat nur eine kleine Wohnung. Da ist kein Platz für dich. Und wo er wohnt, sind die Schulen sehr teuer. Du kannst nicht zu Papa. Später vielleicht, wenn du groß bist. Willst du ihn anrufen? Willst du ihn sprechen?«

Jonathan nickt.

»Versprichst du, dass du dich anziehst, wenn du mit ihm gesprochen hast? Nicht mehr querschießt? Mir das Leben nicht mehr so schwermachst? Dass wir zusammenarbeiten?«

Jonathan nickt noch einmal.

»Ich will, dass du es sagst«, beharrt seine Mutter, »nicht bloß ein bisschen mit dem Kopf nickst! Ich will, dass du mich ansiehst und es mir versprichst. Dass du zuhören lernst.«

»Ich versprech's«, sagt Jonathan. Er sieht sie kurz an, dann geht sein Blick wieder suchend durchs Zimmer.

Sie hofft, dass sein Vater abnimmt, dass er sein Handy hört und nicht wie so oft eine sms mit dem Text schreibt: »Hatte keine Zeit. Rufe zurück.«

Ihre Eltern haben sie Sylvie genannt. Sie waren fran-

kophil, aber haben immer geleugnet, dass das der Grund ihrer Namensgebung war. Noch mit fünfzehn hat Sylvie sich manchmal gefragt, warum sie so hieß, als sei ihr Name noch immer nicht mit ihr verwachsen gewesen. Als gähne ein Abgrund zwischen ihr und ihrem Namen.

»Hallo«, sagt Jonathans Vater.

»Wo bist du?«

»Im Taxi. Unterwegs zum Flughafen. Ist es dringend?«

»Dein Sohn will dich sprechen.«

»Ich fragte: Ist es dringend?«

»Er will sich nicht anziehen, solange er nicht mit dir gesprochen hat. Das nenne ich dringend.«

»Wie spät ist es? Warum ist er noch nicht in der Schule?«

»Sie machen einen Ausflug, auf einen Abenteuerspielplatz. Roland, so geht das nicht weiter.«

»Was geht so nicht weiter?«

Immer noch sitzt sie auf dem Boden, neben ihrem Sohn, doch der scheint sich für das Gespräch nicht zu interessieren. Er spielt mit einem Piratenboot von Playmobil, das er zum Geburtstag bekommen hat.

»Er ist immer so bockig. Ich kann nicht mehr.«

»Das ist sein Alter.«

»Hast du neuerdings Kinderpädagogik studiert?« Mit der Rechten streichelt sie Jonathan übers Haar. Offenbar ist er zur Ruhe gekommen. Als hätte er vergessen, dass er sie eben noch blöd fand und nie mehr mit ihr spielen wollte.

»Hab ich irgendwo gelesen. In einem bestimmten Alter sind Kinder immer bockig, danach wird es besser.«

»Er will mit dir sprechen«, sagt sie. »Erzähl ihm, was du gelesen hast. Dass es bald besser wird.«

Sie wartet nicht auf Antwort und gibt das Handy direkt an Jonathan weiter.

»Papa«, sagt Jonathan.

Der Junge hält das Handy fest in der Hand. Er konnte kaum sprechen, da musste er schon telefonieren. Er sitzt neben seiner Mutter, das Hemd schief geknöpft, in Unterhose und Socken.

»Wo bist du?«, fragt Jonathan.

Für einen Moment ist es still.

»Was machst du gerade?«, fragt er.

Noch längere Pause. Sylvie betrachtet das Spielzeug auf dem Boden.

»Ist Violet auch da?«, fragt Jonathan.

Auf dem Boden liegen die Reste eines Memory-Spiels, das sie am Vorabend nach dem Essen gespielt haben. Sie starrt ihr Kind an. »Wo ist sie denn?«, will ihr Sohn wissen.

Sylvie streichelt ihm über den Kopf.

»Hier«, sagt Jonathan kurz darauf. »Ich bin hier.«

Sie schaut auf die Uhr.

»Mit Mama«, sagt er.

Sie fängt an, ein wenig Spielzeug zusammenzuräumen.

»Ich bin böse auf Mama«, sagt er.

Auf dem Gesicht ihres Sohns ist keine Erregung zu erkennen. Er schaut nur etwas verträumt. Als hätte er etwas sehr Schönes gesagt, als sei es ein spannendes Abenteuer, auf Mama böse zu sein.

»Ja, tschüs«, sagt er plötzlich.

Er gibt ihr das Handy zurück. »Jetzt kannst du mit ihm reden«, sagt er.

Doch die Verbindung ist schon unterbrochen.

Hastig und schweigend zieht sie ihn an. Er sträubt sich nicht mehr.

In der Küche packt sie eine geschälte Birne in einen Frühstücksbeutel und diesen in einen kleinen Rucksack. Auf dem Rucksack ist ein Kaninchen zu sehen. Nicht gemalt, sondern als Patchwork aus Stoff.

Am Boden des Rucksacks findet sie einen Beutel mit Weintrauben.

»Von wann sind die Trauben?«, fragt sie.

Jonathan zuckt mit den Schultern.

Sie hält die Tüte hoch.

»Magst du keine Trauben mehr?«, fragt sie. »Die mochtest du doch immer so gern.«

»Ich hatte keine Zeit zum Essen«, sagt er. Es klingt, als schäme er sich dafür, doch vielleicht kommt ihr das nur so vor.

Sie riecht an der Tüte.

»Ich kaufe die Weintrauben extra für dich, weil sie dir schmecken und damit du sie in der Schule isst.«

Die Tüte mit den vergammelten Weintrauben baumelt an ihrer Hand.

Ihre Augen werden feucht. Sie hasst es, wenn ihr das in solchen Momenten passiert, aber sie kann es nicht ändern, sie hat sich nicht mehr im Griff. Sie denkt an die Trauben, den Rucksack, die Lehrerin, die anderen Eltern, ihr Kind. An den Sandkasten, sie sieht sich daneben, auf einer Bank, in ihrer grünen Jacke, und einen Moment glaubt sie, verrückt zu werden. Nicht sehr, nicht völlig verrückt, nur ein ganz kleines bisschen, für die Außenwelt kaum bemerkbar.

Immer noch baumelt die Tüte mit den vergammelten Trauben an ihrer Hand.

»Warum isst du dein Obst nicht?«, fragt sie.

Jonathan kommt näher. Er streichelt seiner Mutter über den Oberschenkel. »Entschuldigung, Mama«, sagt er.

Sie hebt ihn hoch. »Kurz mal drücken«, sagt sie, die Trauben immer noch in der Hand. Sie hält ihren Sohn auf dem Arm und drückt ihn ganz fest.

»Nicht in die Brust kneifen!«, ruft sie. »Wie oft hab ich dir das schon gesagt? Du darfst mir nicht in die Brust kneifen, das darfst du bei niemandem, auch nicht bei mir.«

Sie setzt ihn wieder auf dem Boden ab.

Vielleicht sollte sie einmal ausführlicher mit jemandem darüber reden. Dass er sich so für ihre Brüste interessiert. Einmal hat sie eine andere Mutter gefragt: »Fummelt dein Sohn auch immer an deinen Brüsten herum?« Die sah sie erstaunt an. »Nein, nur mein Mann«, hatte sie geantwortet, »und auch der eigentlich kaum noch.«